

Als sie morgens wieder hervortraten, stand die junge Frau schon häuslich waltend am Herde. Emifo aber war, begleitet von zwei Jünglingen aus seinen Sippen, auf dem Wege ins Schattenland.

4.

Wider den abtrünnigen Sohn Teuts.

Da strömen die Röhren, die Starren,
Die Jünglinge heran,
Dort an des Landes Marken,
Da stehn sie auf dem Plan.

Abend war's, als nach zehntägigem Ritte Emifo mit seinen Begleitern zu Matten anlangte, dem Hauptort des chattischen Landes und Sitz des Fürsten. Die Römer nannten es Mattium. Zahlreiche Edelingshöfe, von den Hütten ihrer Leibeigenen umgeben, reiheten sich im anmutigen grünen Thale aneinander; dazwischen hatten sich die gemeinen Freien angesiedelt; Stall und Stadel lehnten sich an die niedrigen Holzhäuser, ein Garten umfriedete jedes derselben.

Gute Weiden waren im Thale, das die Eder, von den Römern Adrona genannt, durchfloß; an den Hügeln zogen sich fette Ackertriften hin, die Korn und Hafer in reichen Ernten lieferten; auf der Höhe gedieh der lichtblühende Flachs, den die deutschen Frauen so hochschätzten. Darum hatten sich viele chattische Männer hier ihr Heim gegründet, so daß die Ansiedelung eine Stadt genannt werden konnte; nur im offenen Lande, dem Rheine nahe, und im Süden des weiten deutschen Landes, am Main und an der Donau, bestanden römische, von Mauern umgebene Städte. Den jungen cheruskischen Männern war der Anblick neu, denn die Cherusker liebten es, in gesonderten Höfen zu wohnen, der eine am Walbrand, der andere am Fluß, dieser auf der Höhe und jener in der Niederung, wie die Neigung des einzelnen es vorzog.

Über die ganze Stadt erhob sich die Wohnung des Fürsten, auf einer Anhöhe erbaut. Im weiten Hofraum derselben nahm ein Knecht den drei Ankömmlingen die Kasse ab und wies sie, da sie nach dem Fürsten fragten, in den geräumigen Saal.

Schon war das Tageslicht verdrängt vom Fackelglanz; am Tische saß eine Reihe stattlicher Männer und Jünglinge, in ihrer Mitte ein römischer Centurio in blitzender Rüstung. Römischen Helm und Harnisch trug auch ein hochgestalteter Germane, mit krausem, rotem Haar und trohigen blauen Augen. Es war der Fürst Andogast, von den Römern Andogastrius genannt.

Die Rüstung, sowie den Wein, der die Trinkhörner füllte, hatte der römische Centurio als Freundschaftsgeschenk vom neuen Statthalter am Rheine gebracht. Einige weitere Geschenke, silberne Becher von kunstreicher Arbeit und römische Gewande aus feiner Byssuswolle, wurden an der Tafel gezeigt und bewundert.

Noch auf der Schwelle stehend überschaute Emiko diesen Vorgang mit raschem Auge. Eine kleine Weile stand er beobachtend still, dann trat er kühn vor mit den laut gesprochenen Worten: „Herzog Hermann grüßt dich durch mich, Fürst Andogast!“

Wie ein plötzlicher Donnerschlag wirkten diese Worte auf die überraschte Tafelrunde. Die soeben noch lebhaft gesprochen hatten, verstummten und wandten ihre Blicke von den römischen Geschenken ab. Der Römer aber, des Deutschen mächtig, weil er schon lange Jahre in der Kolonie im Dienste stand, flüsterte Andogast halbvernehmlich zu: „Ein schlimmer Zufall, daß der Bote mich hier trifft. Hermann, dein Gebieter, wird dir sicherlich zürnen, obwohl meine Sendung nur den Frieden zwischen den römischen und deutschen Grenzen aufrechtzhalten soll.“

Wohlberechnet waren diese Worte, um den stolzen Chattenfürsten zum Widerspruch zu reizen. „Du irrst, Centurio,“ sprach er grollend; „ich kenne keinen Gebieter. — Was entbietet mir der Fürst der Cherusker?“ fuhr er, gegen Emiko gewendet, fort.

„Hermann, der Herzog der Deutschen,“ antwortete Emiko mit Nachdruck, „lädt dich und dein Volk samt den andern verbündeten Stämmen auf den Tag der Sommerjonnennende zur Volksgemeinde auf die Heide am Ufer der Lippe.“

„Er sollte nicht dein Gebieter sein, und darf dir solche Ladung zusenden?“ flüsterte der Römer dem Fürsten höhrend zu.

„Ich habe nicht Lust, auf der Volksgemeinde zu erscheinen,“ sprach Andogast trohig, gegen Emiko gewendet; „wir haben Frieden rings an den Grenzen. Wozu sollten wir zur Volksgemeinde uns sammeln? Das soll mir Hermann erst zu wissen thun! Ich bin nicht sein Gefolgsmann, daß ich blindlings seinem Rufe folgen müßte.“

„Fürst,“ antwortete Emiko mit Nachdruck, „mir ist die Kunde hiervon nicht vertraut, ich weiß nur, daß der Herzog Wichtiges zu beraten hat. Die Volksgemeinde wird seine Vorschläge zur Abstimmung bringen. Sei eingedenk, daß du dich freiwillig deines Rechtes beraubt hast, wenn von den deutschen Stämmen Beschlüsse gefaßt werden, ohne daß die Stimme des Fürsten der Chatten gehört worden ist!“

„Ha, ich durchschaue dich!“ rief der auf seinen Einfluß eifersüchtige Mann. „Hermann will, daß ich nicht auf der Volksgemeinde erscheine, weil ich der einzige bin, der es wagt, ihm zu widersprechen. Doch melde deinem Herzog, daß Fürst

Andogast seinen Willen geändert hat und auf der Heide an der Lippe eintreffen wird, damit die deutschen Stämme keine Beschlüsse fassen, um die der Fürst der Chatten nicht weiß!“

„Ich werde dem Herzog deine Botschaft ansagen,“ antwortete Emiko mit ruhiger Miene, indem er sich wohl hütete, seine Freude über den veränderten Entschluß des argwöhnischen Fürsten zu verraten.

Der Auftrag, den Hermann ihm anvertraut hatte, war erfüllt. Auch Fürst Andogast ward freundlicher, nachdem er seinen Entschluß ausgesprochen hatte, und bewillkommnete jetzt erst die Cherusker als Gäste. Sie reichten sich unter die Tafelgenossen und erquickten sich am Mahle.

Zwei Tage genossen Emiko und seine Begleiter die Gastfreundschaft des chattischen Fürsten, dann machten sie sich mit ihm auf den Weg nach der Heide an der Lippe, wo die Grenzen der Chatten, Cherusker und Bructerer zusammenstießen. Nur zehn Tage waren's noch bis zur Sommer Sonnenwende.

Von dunklem Walde umsäumt dehnte sich die weite Heide am Ufer der Lippe hin; einzelne Bäume standen schattenspendend umher, eine felsige Anhöhe in der Mitte war von hochragenden Eichen umwölbt. Nach dieser Heide wanderten in dieser Zeit der langen Tage und mondhellen Sommernächte Hunderte von germanischen Männern. Viele waren zu Roß; ein blau oder rot gefärbtes Wollengewand reichte ihnen von den Schultern bis zu den Knien, ein Schwert hing ihnen zur Seite, die Hand hielt einen blanken Eisenschild, das Haupt war vom Helme bedeckt, welchen Adlerflügel zierten. Das waren die Edeling, die reichen Besitz hatten, die ihr Feld durch Leibeigene, ererbte oder selbst errungene Kriegsgefangene, bearbeiten ließen und selbst nur der kühnen Jagd pflegten wider die Gewaltigen der Wälder, den riesigen Ur, den grimmen Bär, den wilden Wolf, das Elen und den schnellen Hirsch.

Noch mehr aber kamen der Männer zu Fuß; ihre nackten Schultern deckte ein Wolfsfell oder ein Schafpelz für die Nächte im Freien; den Kopf schützten die dichten blonden oder rötlichen Haare; Arme und Beine trugen sie nackt; den Leib kleidete ein kurzer Rock von rauhem Leinen- oder Wollzeug. Ihre Rechte schwang spielend den hölzernen Speiß mit der eisernen oder nur feuergehärteten Spitze, die so vielen Römern den Tod brachte; über der Schulter hing der von Weiden geflochtene Schild, von der Frauen Hand mit den Blumen bemalt, die der freie Mann sich in Wald oder Wiese als sein Abzeichen ausgewählt hatte. Das waren die Frilinge, arme freie Männer, die mit arbeitgeharteter Hand selbst ihr Ackerfeld bauten, ihre Herden weideten, und nur zur Winterzeit der Jagd im freien Walde oblagen; ihre Stimme galt so viel als die der Edeling im Rate.

Die Beschwerden der Reise scheuten die riesig starken Männer und Jünglinge

nicht; eine Lust war es ihnen, über Berg und Thal durch Feld und Wald zu wandern. Zur Einkehr stand ihnen jedes Haus gastlich offen, das Gehöfte des reichen Edelings und die Hütte des armen Freien. Wo sie eintraten, heischten sie grüßend Speise und Trank oder Nachtlager, und mit freundigen Mienen wurde es ihnen gewährt, denn die Pflicht der Gastfreundschaft wurde bei den Germanen heilig gehalten.

In der Nacht aber, da der Mond sich füllte, lagerten Tausende unter den weitästigen Eichen und blühenden Lindén auf der Heide zwischen dem Walde und dem Flußufer; denn am Morgen des folgenden Tages sollte die Volksgemeinde versammelt sein.

Golden stieg die Sonne am Waldrande empor, und Tausende von Männern und Jünglingen sprangen von der Heide auf, eilten zum Flusse und badeten die kräftigen Glieder in der klaren Flut; dann setzten sie sich wieder unter den Bäumen umher, zogen Rauchfleisch und Brot aus dem Felle, das sie über der Schulter getragen, und hielten Frühstück aus den Vorräten, die ihnen die Gattin oder Mutter auf den Weg gegeben, oder, wenn sie von ferne herkamen, auf dem Wege eine Hausfrau dem Gaste erneuert hatte. Viele, die näher wohnten, hatten noch ein mit Met oder Bier gefülltes Horn zu leeren, während den meisten die reichlich sprudelnden Waldquellen zum Tranke genügen mußten.

Jetzt stieg die Sonne höher; von ferne tönte Geräusch wie von nahenden Rossen. Über die Heide und bis in den Wald erscholl der Ruf: „Der Herzog naht!“ Männer und Jünglinge sprangen empor und sammelten sich in dichtgedrängten Reihen um den Fuß des Hügels, den die heiligen Eichen beschatteten.

Hermann war jenseits derselben vom Rosse gestiegen und trat nun auf der Höhe vor aller Augen hervor. Ein Jubelruf erbrauste bei dem Anblick des Herzogs, der die deutschen Stämme von den römischen Ketten befreit hatte. Hoch ragte seine Heldengestalt von den Felsen empor; er war ohne Schild, seine Rechte lehnte leicht am Griff des Schwertes; die Linke bewegte er grüßend gegen die Volksgemeinde hin. Das schöne Antlitz, vor wenigen Jahren noch voll lichten Glanzes, war tief ernst, die Lippen fest gepreßt, die Stirne durchfurcht, obwohl Hermann erst zweiunddreißig Jahre zählte. War ihm doch die Freude des Lebens geraubt mit Weib und Kind, und all seine Sorge nur noch der strengen Pflicht geweiht.

Abermals winkte er mit der Hand, und der Zuruf verstummte. Stille lagerte sich über der Menschenmenge, und Hermann begann mit starker, weithallender Stimme: „Volksmannen! Cäsar, des Tiberius Sohn, von den Römern genannt Germanicus, ist abgerufen von den Legionen am Rheine und wird nicht wiederkehren, denn sein Bruder Drusus, der an der Donau wohnt, ist an seiner Stelle

Statthalter geworden, und sein Untergebener, Markus Amilius, gebietet in der römischen Ansiedelung Ara Ubiorum. Cäsar Germanikus, der größte Römer, der jezt lebt, ist sechsmal über den Rhein gezogen, hat Brand und Mord in die Gauen der Marsen, Brukterer, Chatten und Cherusker gebracht; aber die Tapfersten seiner Legionen liegen erschlagen in unsern Wäldern, und nur wenige hat er auf schleunigem Rückzuge gerettet; nicht einen Gau hat er unter das römische Joch zurückgebracht, das wir einst im Teutoburger Walde gebrochen haben. Soll einem Geringern gelingen, was Cäsar Germanikus nicht vollbringen konnte?"

Er hielt inne. Brausender Ruf erscholl von tausend Stimmen: „Niemals — nicht ihm, nicht einem Römer nach ihm!"

„So gedenket des Bruderbundes, den ihr im Teutoburger Walde, auf dem Blut- und Siegesfelde, den Göttern geschworen habt! Ihr habt ihn heilig gehalten bis heute. Einer aber lebt, der ihn uns verweigert hat, der ein Sohn Teuts ist, wie wir, und ein Feind Roms, aber kein Freund des deutschen Landes, der inmitten eines gewaltigen Heeres es verschmäht hat, mit uns auf dem Wahlsfelde zu stehen, als wir Varus und seine Legionen niederwarfen, der für seinen eigenen Thron nur kämpft und nicht für das Land der Väter und der Kinder.“

Hermann hielt inne; Tausende von Stimmen riefen: „Das ist Fürst Marobod, der in Böhems Wäldern thront!"

„Er ist es," fuhr Hermann fort, als der Ruf verhallt war. „Wie die Spinne in ihrem Netz, so sitzt er inmitten seiner Berge und Wälder, und um ihn stehen seine eisernen Scharen. Uns ein Freund zu sein hat er verschmäht und grollt unserem Bündnis, unserem Sieg, unserer Freiheit. Er hat Boten gewechselt mit dem neuen Landpfleger der Römer. Zwischen zwei Feinden stehen wir nun, denn Marobod harret des Tages, da er uns verraten und mit dem Römer sich wider uns verbünden kann, um sein eigen Reich mit den Trümmern unserer unterjochten Gauen zu vergrößern. — Darum rufe ich euch in Wehr und Waffen wider Marobod, den Verräter an der Freiheit, den Verräter am Lande der Väter!"

Mehr und mehr war während Hermanns Rede ein unwilliges Gemurmeln der erregten Volksmenge angeschwollen. Als Hermann endete, brach der brausende Ruf los: „Wehr und Waffen wider Marobod, den Verräter!"

„Wohl denn, Wehrmänner!" begann Hermann noch einmal. „Am Tage, da der Mond sich wieder zu füllen beginnt, stelle ein jeder sich auf dem Gauksfelde; die Graven werden euch sammeln und den Grenzmarken zuführen, wo ich zu euch zu stoßen gedenke. Allvater war mit uns wider die römischen Legionen; er wird mit uns sein wider den abtrünnigen Sohn Teuts!"

Mit diesen Worten grüßte Hermann und verschwand hinter dem Felsen.

Auf der Heide loderten jetzt Feuer auf, und eine Reihe von Ochsen und Schweinen wurde geschlachtet, zerlegt und gebraten. Es war eine freiwillige Beisteuer, welche der Fürst und die begüterten Edeling des Gaues zu der zahlreichen Volksgemeinde geschickt hatten. Im Schatten des Waldes wurden große Fässer Bier aufgestellt, welche auf Karren, von Ochsen gezogen, herbeigeführt worden waren. Freunde und Bekannte berichteten sich gegenseitig von Weib und Kind, von der Herde und vom Jagdgrunde. Bald erscholl auch Gesang, Heldenlieder tönten über die weite Heide hin und verhallten erst in der fernen Tiefe des Waldes.

Hermann aber hatte zu weiterer Beratung über den beschlossenen Krieg die Fürsten und Graven um sich versammelt. Der Erste im Gause war der Grav, ursprünglich der Graue genannt, weil ehemals nur ein vielerfahrener Greis zu dieser Würde gewählt wurde; später trug man das Vertrauensamt gern auf einen seiner Söhne über, doch mußte er erst von den freien Männern des Gaues gewählt werden.

Fürst oder First bedeutete ursprünglich der Erste. Auch er wurde gewählt, doch erbte sich seine Würde meist in seinem Hause fort, wenn dieses nicht nur durch reichen Besitz, große Verwandtschaft unter den Edelingen, sondern auch durch hervorragende Geistesgaben seiner Söhne sich auszeichnete. Gelang es dem gemeinen Freien, sich durch große Thaten im Krieg oder durch weisen Rat im Frieden hervorzuthun, so ward er von der Gemeinde mit Gütern begabt und zum Edeling erhoben. Er konnte von nun an auch zum Fürsten gewählt werden.

Über ihnen allen stand im Kriege der Herzog, der Anführer aller Wehrmannschaften; seine Sorge war es auch im Frieden, daß die Grenzmarken wohl bewacht, daß die Wehrmannschaften in Waffenübung blieben. Er konnte deshalb alle Stämme zusammenberufen. In die inneren Angelegenheiten mischte er sich nicht; Gericht pflogen in der Gemeinde die Schöffen; Streitigkeiten der Gemeinden schlichtete im Gau der Grav; die Gause des Stammes einte der Fürst.

Nun saßen Fürsten und Graven um den Herzog geeint. Die Volksgemeinde hatte entschieden für den Krieg, aber im engern Kreise wurden Stimmen für und wider laut. Dennoch mußten sie alle sich zur Beratung über den Kriegsplan einen. Da Hermanns Feldherrnblick jeden überragte, erfuhren seine Vorschläge wenig Widerspruch; nur der Schattenfürst Andogast sprach heftig dagegen. Er war nicht gegen den Krieg, denn er liebte Kampf und Gefahr, aber er großte über die Unterwerfung, die er Hermanns Willen zollen mußte. Endlich mußte er doch sich fügen, aber er that's mit heimlich knirschendem Zorn.

Schon erlosch die Abendsonne hinter dem Wälderbaum, als die Fürsten den Steinring um die Linde verließen. Auch sie lagerten sich nun, Freunden und Sippen zugesellt, auf der Heide, und unter den Heldenfang mischte sich heiteres Gespräch, bis die Nacht niedersank und der Sternenhimmel sich über das Thal wölbte.

Herzog Hermann ging, nur von Emiko gefolgt, durch die belebte Menge hin. Er grüßte freundlich die Wehrmänner alle, den armen Friling, wie den reichen Edelring und den mächtigen Fürsten. Daneben hörte er aufmerksam auf den Bericht, den ihm der junge Mann von seiner Sendung an den Schattenhof gab.

„Du hast meine Botschaft wohl bestellt,“ sprach der Herzog; „doch, obwohl du dich sehnen magst nach der jungen Gattin und dem alternden Vater, bedarf ich deines Dienstes noch weiter. Du sollst nach Böhmen reiten und Marobod den Krieg ansagen.“ Hermann hielt inne.

„Ich bin bereit,“ sprach Emiko, ohne daß über seine Lippen ein Wort kam von seinem Verlangen nach dem heimischen Herd, wo die neuvermählte Gattin einsam bei dem greisen Vater lebte und mit Sehnsucht seiner Heimkehr harnte.

Während dieser Unterredung hatten sie den Waldsaum erreicht, der die Heide begrenzte, und Hermann entließ den jungen Mann, indem er ihm gebot, die Ruhe zu suchen, deren er vor dem neuen, mehrtägigen Ritt benötigt sein mußte.

Einsam schritt der Herzog weiter, bis er den nahen, Wodan geweihten Hain erreichte. Hochgewipfelte Eichen ragten aus der Mitte empor, und immergrüne Eibenbäume umschlossen den Kreis. Er trat ein und setzte sich neben dem Steinaltare nieder, der bei beginnendem Kriege mit Opferblut besprengt wurde.

Vor seinen Augen schwand der heimische, nächtliche Wald, er schaute vor sich die Türme und Mauern von Ravenna, umgrünt von Pinien und Orangen, überwölbt vom ewig blauen italienischen Himmel. Er sah Thusnelde, den schlummern den Knaben im Arme, zu den Sternen aufblicken, die als tröstende Boten Allvaters an Welschlands Himmel sowie an dem von Deutschland blinkten.

Die hoch in die Wolken sich türmende Mauer der Alpen trennte die Gatten. Sie war unübersteiglich für Hermann, denn die Germanen waren kein eroberungslustiges Volk. Das geknechtete Vaterland zu befreien, hatten sie auf Hermanns Ruf sich geeint; doch als sie die römischen Regionen vernichtet hatten, als Rom vor den Siegern zitterte, kehrten sie friedlich in ihre strohgedeckten Häuser zurück. Zu einem Kriegszug ins ferne Welschland hätte Hermanns Ruf sie nicht vermocht; mit ihren hölzernen Speeren konnten sie die eisenbewehrten Römer nicht in ihrem eigenen Lande bekriegen. Nur eines blieb Hermann übrig; er mußte die Ansiedlungen der Römer am Rhein angreifen, ihre Macht brechen und sie zu einem Frieden nötigen, für den sie die Gefangenen herausgeben mußten. Rastlos brütete sein Geist über diesem Plane. Zuvor aber mußten die deutschen Gegenden im Rücken gesichert, mußte Marobod überwunden sein.

Feierndes Schweigen lag über dem dunkelnden Walde; nur zuweilen ertönte in der Ferne der Schrei eines Nachtvogels, der auf Beute ausflog. „Er heischt Beute für seine Jungen, und Allvater hat ihn gelehrt, sie zu finden,“ sprach

Hermann laut. „Froh kehrt er nun zu seinem heimischen Neste. Auch auf mich schaut Allvater, der Mark und Avern mir mit Kraft geschwellt hat. Drum soll mein Haus und Heim nicht immer leer, mein Sohn nicht immer des sorgenden Vaters beraubt sein — der Tag wird kommen, der Weib und Sohn mir zurückführt in mein verödetes Haus.“

Von neuem Hoffnungsmute erfüllt verließ Hermann den nächtlichen Hain und nahm sein Nachtlager auf der Heide ein, wo Gesang und Lärm verhallt war und Männer und Jünglinge schlummernd um die verglimmenden Feuer lagen.

Ehe noch die aufgehende Sonne die Waldwipfel rötete, war Emiko mit kleinem Gefolge auf dem Wege nach den Bergen von Böhme.

Die Markomannen, die ursprünglich zwischen Rhein und Donau hausten, waren von den Römern mit Unterwerfung bedroht worden, ein Jahrzehnt vor der Hermannsschlacht. Von Wanderlust getrieben führte ihr kühner Führer Marobod, der so, wie später Hermann, seine Jugendjahre in Rom zugebracht, römische Sitte und römische Kriegskunst gelernt hatte, sein Volk aus den heimischen Wohnsitzen im heutigen Schwaben hinweg nach dem bergumgürteten Böhme, dem jetzigen Böhmen, wo ein schwacher Menschenstamm, dünn gesäet, lebte. Die Markomannen machten sich zu Herren des Landes, ihr Anführer Marobod baute eine Stadt nach römischer Weise, umgab sich mit einem Heere von siebenzigtausend Mann zu Fuß und viertausend zu Roß und nannte sich König. Alle süddeutschen Völkerschaften stellten sich unter seinen Schutz wider die Römer, die es nun nicht wagten, ihn anzugreifen.

Es war die Zeit, wo im Norden Hermann die Römer niedergeworfen, die umwohnenden Völker zum Bruderbündnis gesammelt hatte. Marobod, dem er nach dem Siege des Varus' Kopf schickte, verschmähte, dem Bündnis beizutreten. Fortan standen sie sich feindlich gegenüber: Marobod, der seine Königsmacht auszubreiten strebte, wollte sich nicht mit Hermann verbünden, dem Herzog freier Völker, deren Oberherr er nur im Kriege war.

Der römische Prätor, treu der Weisung, die ihm Tiberius gegeben, leitete Unterhandlungen mit Marobod ein und schürte das Feuer der Zwietracht, bis es zum Kriege Deutscher gegen Deutsche kam, zehn Jahre nach dem Teutoburger Siege, im Jahre 19 nach Christo.

Vergebens warteten der alte Etticho und Friedhilde, Emikos junge Frau, auf dessen Heimkehr, bis der Kriegsruf erscholl und der Herzog selbst einkehrte, um den Wartenden zu melden, wohin er den treuen Mann geschickt habe.

„Herzog,“ sprach Etticho, „der Schnee des Alters deckt mein Haupt, das Mark meiner Knochen ist versiegt. Ginge der Krieg gegen die Römer, so möchte ich gern noch mit ausziehen und auf dem Rosse sterben, wenn der Siegesruf schallt.“

Nun aber Söhne Teuts wider uns stehen, mögen die Jüngern den Kampf ausfechten, ich will im Frieden meines Hauses zu den Vätern heimkehren. Grüße mir meinen Sohn, wenn mein Auge ihn nimmer erblicken sollte!"

"Du thust wohl, Etticho," sprach Hermann, schüttelte dem Greise die Hand, leerte das Methorn, das Friedhilde ihm kredenzte, und ritt hinweg.

An den folgenden Tagen sammelten sich die Wehrmänner und zogen ab; ihnen folgten die Frauen mit Körben und Bündeln auf den Schultern, um Gatten, Söhne und Brüder vor der Schlacht mit Speise zu erquicken, ihnen nachher die Wunden auszuwaschen, sie mit Heilbalsam zu bestreichen und zu verbinden, der Sterbenden Lippen mit einem kühlen Trunk zu laben und die Toten zu bestatten oder auf dem Scheiterhaufen aufgeschichtet zu verbrennen, damit sie nicht den Tieren des Waldes zur Beute werden.

Friedhilde sah sie hinziehen, und gern wäre sie ihnen gefolgt, doch Emiko hatte ihrer Tochterpflege den greisen Vater übergeben. Sie durfte den Einsamen, dem Tode Entgegensiehenden, nicht verlassen.

Still ward's nun im Gaue; die Wehrmänner waren abgezogen, die rüstigen Frauen ihnen gefolgt; nur Greise, Kinder und ältere Frauen waren noch zurückgeblieben. Sie hüteten die Herden; die Felder ruhten, denn die Ernte war vor dem Auszug noch eingebracht worden.

Auch Friedhildens Vater und Brüder waren in den Krieg gezogen, und die noch rüstige Hausmutter Herlinde war ihnen gefolgt. Ode schlichen die einsamen Tage, die stillen Nächte dahin. Der Greis Etticho saß bei Tage im Schatten der Linden, nachts am flackernden Herdfeuer, denn ihn fröstelte mitten im Sommer, und auf dem Lager fand er nicht Ruhe. Mehr und mehr verschwand seinem Blicke die Gegenwart; in vergangenen Zeiten verweilte sein Geist, in den Kämpfen mit den Römern, mit Drusus, Tiberius, in der Schlacht im Teutoburger Walde.

Eines Abends kehrten die Knechte atemlos vom Felde zurück mit dem Rufe: "Herrin, die Wehrmänner kommen heim aus dem Kriege!"

Friedhilde trat zu dem Greise, der wie sonst beim Herdfeuer saß, und redete ihn an: "Freue dich, Vater! ehe die Nacht anbricht, wird Emiko heimkehrend über des Hauses Schwelle treten."

Doch Ettichos Auge war geschlossen, und als ihre Hand ihn berührte, fühlte sie, daß sie zu einem Toten gesprochen hatte. "So ist's Nacht um ihn geworden, bevor seine Augen den Sohn grüßen durften!" rief Friedhilde klagend aus; "soll Emiko in ein Haus der Trauer treten, wenn er nach langen Monden in die Heimat zurückkehrt?"

Sie lehnte das vorgesunkene Haupt des Greises nur leise an die Lehne des Stuhles, ohne ihn weiter zu berühren, so daß er wie schlummernd saß. "Keine

andere als des Sohnes Hand soll ihn aufs letzte Lager strecken," sprach sie bei sich und rüstete mit frommer Sorgfalt ein Lager, das sie mit frischem Linnen bedeckte und mit Eichenlaub kränzte. Dann setzte sie sich auf die Schwelle des Hauses, um dem heimkehrenden Gatten entgegenzublicken.

Die Nacht brach ein, ehe ihr in die Ferne späherndes Auge den Heimkehrenden nahen sah. Sie schickte Knechte und Mägde zur Ruhe und setzte sich wieder auf die Schwelle, um einsam zu wachen, während über den herbstlich entblätterten Bäumen der Sternenhimmel flimmerte. Da endlich, schon war's Mitternacht, klang der Hufschlag eines Rosses an ihr Ohr. „Willkommen, Emiko, in deinem Hause!" rief sie dem Nahenden entgegen.

„Nicht Emiko bin ich, — warte nicht länger auf ihn!" antwortete eine tiefe Stimme, die sie erkannte.

„Du bist's, Herzog Hermann? Du kommst, um mir anzufagen, daß mein Gatte unter den Toten ist?" fragte sie zurück; kaum merklich zitterte ihre Stimme.

„Ob er gefallen ist, ob er in Feindesgewalt lebt, weiß nur Alvater," antwortete Hermann. „Er wurde nach der Schlacht vermißt, doch nicht unter den Toten gefunden."

„Herzog, wo ward die Schlacht geschlagen? wohin hat sich Marobod und sein Heer gewandt?" fragte Friedhilde nach einer Pause bangen Schweigens.

„Die Schlacht war am Ufer der Saale," berichtete Hermann. „Während wir uns zu neuem Kampfe bereiteten, zog sich Marobod mit seinem Markomannenheer und den Stämmen, die er sich unterworfen, hinter die waldigen Berge von Böhmen zurück. Seine Macht ist mit seinem Kriegsrühm gebrochen bei Deutschen und Römern; er ist uns nicht mehr gefährlich. Darum durfte ich nicht weiter deutsches Blut vergießen, durfte nicht die im Donaugebiet wohnenden Stämme wider uns erbittern, denn ich wußte, daß sie sich gern unserem Bunde anschließen möchten. Deshalb verzichtete ich darauf, Marobod nach Böhmen zu verfolgen, und entließ die Wehrmänner in ihre Gaue."

„Habe Dank für deine Kunde!" erwiderte Friedhilde nach abermaliger Pause; „gepriesen sei Alvater, daß die Ohren des Greises sie nicht mehr vernehmen!"

„Ist Etticho tot?" fragte Hermann.

Die junge Frau bejahte. „Der letzte Sonnenstrahl dieses Abends hat ihm noch ins offene Auge geleuchtet," fuhr sie fort; „nun ist er zu seinen Vätern gerufen, und statt seines Sohnes muß ich ihm das Totenmahl halten, ich, die Emiko seinem Vater als Pflegerin zurückließ."

„Die Himmlischen mögen dich stärken!" sprach Hermann; „noch bist du der Hoffnung nicht ganz bar; sie ist der helle Stern, den Alvater dem sterblichen Menschen auf dunklem Pfade leuchten läßt. Erst wenn sie erlischt, wandelt er in

freudlosem Dunkel dahin.“ Mit diesen Worten wandte Hermann sein Roß und ritt hinweg. Ihm leuchtete der Stern, von dem er sprach, nur noch in mattem Strahle; wenn es ihm nicht gelang, die deutschen Stämme zu neuem Krieg und Sieg gegen die Römer zu vereinen, so war alle Hoffnung erloschen, den Tiberius zur Herausgabe deutscher Gefangener zu nötigen, und verloren waren für Hermann auf immer Weib und Sohn.

Friedhilde kehrte ins Haus zurück und suchte für noch wenige Stunden ihr Lager auf. Am folgenden Tage schickte sie sich an, die letzte Liebespflicht für den Toten zu erfüllen. Während sie die Knechte aussandte, um die Sippen zu laden, traf sie im Hause alle nötigen Vorbereitungen. Der Tote wurde mit dem besten Gewande bekleidet und Schild, Speer und Schwert neben ihm aufs Lager gelegt. Als am zweiten Tage die geladenen Verwandten anlangten, wurde er abends hinausgetragen auf den Begräbnisplatz des Hauses, wo ein Scheiterhaufen von harzig duftendem Tannen- und Wachholderholz errichtet war. Der Tote wurde daraufgesetzt, ihm Schild und Speer in die starre Hand gegeben. Dann wurde unter Anrufung Wodans das Holz angezündet und ein Heldengesang angestimmt, während die sprühenden Flammen emporschlugen und zuerst einen flackernden Schein über das blasse Gesicht des Toten warfen, der ihm einen Anschein von Leben verlieh, dann aber die Gestalt in Rauch hüllten und bald in Asche verzehrten. Diese wurde in ein Thongefäß gesammelt, das in einem Steinhügel niedergesetzt wurde, der zuvor die Asche seines Weibes, seiner Eltern und Vorfahren aufgenommen hatte.

Das Leichengeleite kehrte nun zum Hause zurück und hielt das reichliche Totenmahl, das bis zum Morgengrauen währte. Mit Tageschein verließen sie das Haus; nur ihren Vater und ihre zwei Brüder — der jüngste war an der Saale gefallen — hielt Friedhilde zurück, um im stillgewordenen Gemache Rates mit ihnen zu pflegen.

Wohl erstaunten sie, als die junge Frau ihnen ihre Absicht kundgab, nach dem Schlachtfelde und von da nach Böhme zu wandern und nach einer Spur von dem Vermissten zu suchen. Lebhaft redete besonders der Vater Hildebert, dessen Liebling sie gewesen und der in Trauer um seinen Sohn war, von der mühe- und gefahrvollen Wanderung ab. Doch fest entschlossen erklärte sie: „Ich durfte meinem Gatten nicht folgen ins Feld, weil heilige Pflicht im Hause mich festhielt; sie hält mich nimmer zurück, und auch ihr dürft mich nicht halten.“

Endlich standen Vater und Brüder von fruchtlosen Einreden ab, und es wurde der jungen Frau zugesagt, daß ihr ältester Bruder an ihrer Stelle im Hause Wohnung nehmen, über Knechte und Mägde, Herden und Felder schalten solle.

Noch eine Nacht der Ruhe genoß die Scheidende im eigenen Heim. Als der erste Sonnenstrahl sie weckte, nahm sie Abschied von Vater und Brüdern, bat, die

Mutter zu grüßen und trat, das Kleid hoch geschürzt, einen Jagdspeer in der Hand, ein Dolchmesser an der Seite und ein kleines Bündel über die Schulter hängend, die Wanderung an. Das Geleite des Bruders hatte sie abgelehnt; sie wollte den Vater nicht des letzten Sohnes berauben. Auch eines Knechtes glaubte sie nicht zu bedürfen, nur einen der Hunde, ein schönes Tier, das sich der jungen Hausfrau besonders anhänglich zeigte, wählte sie zum Reisegefell. Freudig bellend eilte er ihr jetzt voran, kehrte wieder zurück und schaute sie mit seinen klugen Augen so verständnisvoll an, als ob er den Zweck ihrer Wanderung kenne und ihr glücklichen Erfolg vorhersage.

5.

Frohe Botschaft.

Während die deutschen Wehrmänner sich zu blutigem Kriege gegenübergestanden hatten, wartete in der römischen Ansiedelung zu Ara Ubiorum Amilius mit Ungeduld auf neue Nachrichten aus Germanien. Er lag an einem schwülen Augustabend mit einigen Freunden auf dem Polster beim Mahle, als ein Freigelassener, der die Aufsicht über die Sklaven hatte und das Vertrauen des Herrn besaß, eiligen Schrittes in das Gemach trat und ihm meldete: „Markus Amilius, soeben ist Sempronius, dein Bote an Marobod, angekommen und wartet, bis es dir gefallen wird, ihn zu empfangen.“

„Sempronius hier?“ rief der Prätor aus, indem er sich hastig aus der liegenden Stellung auf dem Ruhebett aufrichtete; „laß ihn keinen Augenblick verlieren! ich will ihn sogleich, will ihn hier empfangen.“

Der Freigelassene eilte hinweg und kam nach wenig Augenblicken mit einem jungen Manne zurück, der Harnisch und Helm, einen Mantel, leicht über eine Schulter geworfen, und Schuhe mit gamaschenartiger Beinbekleidung trug. Von Staub bedeckt, die Kleidung teilweise zerrissen, stand er inmitten des prächtigen Speisegemaches, wo Amilius und seine Freunde in den feinsten weißen Byssusgewändern auf Purpurpolstern gelagert saßen, die Hände mit blinkenden Ringen geschmückt, das Haupt mit köstlichem Öle getränkt, das nach Veilchen oder Rosen duftete.

„Salve, Markus Amilius!“ redete er den Prätor an. „Verzeihe mir, daß ich mit bestaubten Schuhen vor dir erscheine! du hast es selbst so gewollt.“

„Was liegt mir an deinen Schuhen? Melde mir, Sempronius, was du mir von Germanien zu berichten hast!“ rief Amilius ungeduldig aus.